

Wie die Krise den Gemeinsinn stärken kann

Vier Improvisationen zum Thema `Gesellschaftliches Engagement in Zeiten von Corona` / Von Ludwig Hasler

Anfang November kippte die Stimmung. Hatte im Frühling ein Gefühl der Solidarität überwogen, der Wille, diese Pandemie gemeinsam durchzustehen. So trübte mit der zweiten Welle die Laune ein, Verärgerung über die Leichtfertigen machte sich Luft, die Angst vor sozialer Isolation wuchs, wirtschaftliche Existenzängste wurden real – kurz, es schwand die Hoffnung, die Krise zügig unter Kontrolle zu bringen.

Daraus lassen sich recht unterschiedliche Schlüsse ziehen. Manche, etwa der Soziologe Armin Nassehi, sehen es skeptisch: Wenn wir nicht einmal fähig seien, eine längere Phase der Einschränkungen gemeinsam zu gestalten, könnten wir grosse Herausforderungen wie den Klimawandel erst recht nicht bestehen. Optimistischere Zeitgenossen wie Matthias Horx glauben, wir näherten uns nach der Krise veränderten Wertmassstäben an, wir würden die problematischen individuellen Freiheiten zurückstecken zugunsten der Sicherung des Gemeinwohls. Nüchterne Soziologen wie Wilhelm Heitmeyer wiederum halten den Traum einer neuen Solidarität für Gesellschaftsromantik. Allen gemeinsam ist einzig die Grundeinschätzung: Corona bricht die moderne Vorstellung einer ungezügelten menschlichen Autonomie, diese Illusion, unser Wille könne sich – kraft Wissenschaft und Technik und Sicherheitsstaat – allen Widerstand der Natur gefügig machen.

Ich bin kein Prophet. Zwar sehe auch ich: Corona wird zur Lektion in Bescheidenheit. Je rigorosier wir Menschen unseren Willen durchsetzen – mit

der Ambition, das Schicksal abschaffen zu wollen, desto unbeherrschbarer erwischt uns dieses Schicksal hinter dem Rücken, nicht nur in Form vermeintlich fieser Viren. Ich gehe noch einen Schritt weiter: Ich halte es nicht einmal für wünschbar, dass das Leben stets und nur ist, was wir von ihm wünschen und wollen. In einem Leben als reibungslosem System von Bedürfnisbewirtschaftung würden wir eher Konsum-Junkies als Menschen. Soweit halte ich den gelegentlich spürbaren Wink des Schicksals für durchaus lebensförderlich. Die Frage jedoch, ob die Krise unserer Autonomie zur Chance für einen neu erwachenden Gemeinsinn werden könne, kann ich gedanklich nur durchspielen. Das will ich jetzt tun in Form von Variationen zum Thema «Gesellschaftliches Engagement in Zeiten von Corona» - nämlich diesen vier:

1. Das ausgebremste Ich und eine Ahnung von Verantwortung. 2. Das Ich in Quarantäne und die Entdeckung des Sozialen. 3. Der verwundbare Mensch und der neue Appetit auf Solidarität. 4. Memento mori und die Chance, aus der Teilnahmslosigkeit zu erwachen.

1. Das ausgebremste Ich und eine Ahnung von Verantwortung

Plötzlich mussten wir uns an die Einschränkungen gewöhnen. Weniger Mobilität, weniger Konsum, weniger Unterhaltung, weniger Eskapismus. Wie fühlte sich das an? In Umfragen gaben erstaunlich viele an, gar nicht so unglücklich zu sein, manche fanden gar, Corona sei grad rechtzeitig gekommen, sie hätten sich zuvor so verzettelt gefühlt, so abgelenkt und gestresst; jetzt seien sie ruhiger, näher bei sich und – ja – entschleunigt.

Ich nehme an, solche Statements stammen eher nicht von alleinerziehenden Müttern mit vier schulpflichtigen Kindern. Die Logik darin aber leuchtet ein: Vor Corona, als wir jeden Abend aus einer Handvoll Veranstaltungen wählten und der Flug nach Manila als Menschenrecht galt, da lebten wir fabelhaft – nur halt oft auch wie Funktionen des Veranstaltungskalenders, sozusagen am Gängelband einer gesellschaftlichen Agenda. Berufliche Meetings, Sporttermine, Partys, Geburtstage, Lunches, TV-Sendungen ... alles prima, nur manchmal fühlten wir uns auch als Hanswurst des organisierten Betriebs, gestresst, aussengeleitet. Mit Corona brach diese Agenda einfach weg. Die Pandemie versenkte sie, ohne uns zu fragen. Und manche rieben sich erstaunt die Augen: Wir existieren auch unabhängig vom veranstalteten Leben! Die äusseren Freiheiten wurden drastisch eingeschränkt – und es regte sich das vage Gefühl einer inneren Freiheit.

In der Pause der externen Veranstaltungen konnten wir wahrnehmen, wie es ist, wenn ich selber zum Veranstalter meiner Zeit werde – ohne die üblichen Offerten wie Reisen, Schwingfest, Speed Dating, Party. Das könnte die Stunde der Entdeckung der Verantwortung werden: Ich verantworte meine Welt, es kommt auf mich an, wie lebenswert und lustig und gesellig sie ist. Bisher hatten wir ja unseren Wohnort oft wie ein Basislager betrachtet, von dem aus wir bei jeder Gelegenheit aufbrachen, zum Urlaub, übers Wochenende, stets, wenn wir etwas Zeit hatten, verreisten wir. Sehnsuchtsorte lagen über die ganze Welt verstreut, bloss nicht da, wo wir wohnen. Jetzt, wo die Welt voller Stopptafeln ist, könnte ich auf den Geschmack kommen, den Wohnort zu meiner Welt zu machen.

Es wäre die Rückgewinnung der Autarkie des Ich. Ich bin nicht bloss Konsument und Tourist, ich bin Akteur meines Lebens, bin Subjekt meiner Welt, nicht

Weltenbummler, sondern Weltgestalter. Wir können eh nicht weiter über den Planeten fuhrwerken wie zuvor, das ist uns klar, zumindest insgeheim. Überall kippt, was wir begehren: das Wachstum, der Konsum, der Tourismus. Überall weist die Tendenz auf «over» – und dann überwiegen unerwünschte Neben- und Spätfolgen, Risiken, die wir im Wortsinne nicht verantworten können: Wir haben auf sie keine überzeugende Antwort.

Verantworten schmeckt meist nach Verzicht, tönt vielen nach Zusammenreissen, also Schluss mit lustig. In meiner Version verhält es sich eher umgekehrt, da macht Verantworten das Leben erst unterhaltsam, es bedeutete «Gestalten» – im besten Fall «Zaubern»: dass ich etwas Zauberhaftes nicht erst im Urlaub suche, auf der Safari in Südafrika oder im Moma in New York, sondern dass ich etwas von diesem Zauber ins Hier und Jetzt bringe, dass ich mit dem, was da ist, etwas anfangen – bestenfalls etwas, das den Arbeits- und Wohnort zum attraktiven Lebensmittelpunkt macht. Das hiesse für mich Freiheit. Keiner von uns kann tun, was er will. Doch wir alle können das, was wir tun und wie wir leben, zu unserer Sache machen. Zu unserem Ort. Zum Biotop unseres Lebens. Klage nicht, es sei dunkel, sagten die alten Weisen, zünde eine Fackel an. Lamentiere nicht, dass – ausser Netflix – nichts los sei, dass dir die Decke auf den Kopf falle; fülle dein Biotop mit Leben, interessiere dich für das, was da ist, den Kollegen, die Kunst, die Arbeit, die Bäume, und du wirst staunen: All dies ist mindestens so interessant wie der Strand von Bali, und schon bist du angeregt verbunden, mittendrin in einem unterhaltsamen Netz überraschender Beziehungen ...

Befördert Corona diesen Geist? Wir müssten bloss den Lockdown-Imperativ «Bleib` zu Hause!» übersetzen in die kreative Maxime «Belebe dein Haus!»

2. Das Ich in Quarantäne – und die Entdeckung des Sozialen

Als sich im Frühjahr ins Home Office zurückzog, wer nur konnte, da hörte ich bald ringsum dieselbe Klage: Wir vermissen die Kollegen, den Austausch, die Blödeleien beim Pizza-Essen. Es waren neue Töne. Im Jahr zuvor hätten sie sich aufs Wochenende gefreut, auf den Urlaub, auf die Pensionierung. Nach ein paar Wochen Corona vermissen sie ihren ganz normalen Werktag, die Kolleginnen, die Kunden, das Feierabend-Bier.

Ausgerechnet im Home Office, für viele das Versprechen der Befreiung von betrieblicher Bevormundung und die Verheissung für eine neue Freiheit kreativer Arbeit, ausgerechnet diese neue «Heimarbeit» macht uns bewusst: Nur als Privatbetrieb taugt das Leben nicht. Der Mensch ist im Kern ein soziales Wesen (sagt Aristoteles, seither 379 weitere Grosshirne). Wir mögen individuell noch so gut drauf sein, mögen es zu Hause noch so feudal haben: In Form gelangen wir erst zusammen mit anderen. Nach einem Tag ohne Begegnungen ausser Haus sitzen wir abends auf der Couch, füllen uns mit Netflix-Serien ab – um uns irgendwann dann doch zu fragen: Was ist mit mir los? Was bleibt von mir, wenn mich keiner sieht oder hört? Bin ich noch schlagfertig, wenn ich keine Gespräche führe? Was macht ein Choleriker, der sich über niemanden aufregen kann? Bin ich überhaupt noch jemand ohne Resonanzraum, der andern?

Es stellt sich heraus: Es waren die andern, die mir zu meiner Form, meiner Selbstsicherheit verhalfen. Die ständigen Interaktionen, die gewünschten wie die unerwünschten, wie sie nur der Berufsalltag bietet. Privat gesellen wir uns gern mit unseresgleichen, mit Freundinnen, Freunden, die bestätigen uns

prima, sie sehen, was an uns sympathisch ist, regen uns an, unsere charmanten Seiten hervorzukehren. Beruflich verkehren wir mit dem ganzen Menschenzoo, mit Lustigen, Kotzbrocken, Schlaunen, Begriffsstutzigen. Indem ich mich an ihnen reibe, bewähre oder scheitere, entwickle ich erst meine Stärken. Wir wachsen am Widerstand – Immanuel Kant hat das wunderbar formuliert: «Die Taube in ihrem Fluge kommt leicht auf den Gedanken, ohne Luftwiderstand flöge sie noch viel leichter.» In Wirklichkeit stürzte sie subito ab, wäre mausetot. Um abzuheben brauchen wir Widerstand, und den kriegen wir beim Arbeiten umsonst, da begegnen wir Andersdenkenden, gegensätzlichen Charakteren, unterschiedlich Talentierten. Das fordert und fördert meine Stärken und meine Rücksicht, meine Toleranz und meine Raffinesse.

So lässt uns Corona entdecken, wie sehr wir soziale Wesen sind, genauer: wie sehr wir in Beziehungen werden, was wir sind. Das Menschenleben ist ein einziges Resonanz-Theater. Ich finde meine Identität in den Milieus, in denen ich verkehre. Und dies umso kräftiger, je diverser diese Milieus funktionieren. So wie im Mischwald die Eigenart sich markanter ausprägt als in Monokulturen.

Für das gesellschaftliche Engagement bedeutet dies: Vielfalt stärken. Ich denke die liberale Gesellschaft gern in dramaturgischen Bildern, als Drama, als Theater, als Welttheater. Mit dem Vorteil, dass ich mich sogleich für die Heterogenität der Leute interessiere, mich sogar für die engagiere, die ich sonst nicht sonderlich mag, schlicht darum, weil erst die Buntscheckigkeit des Personals das Drama reich macht, spannend, ernst und amüsan. Mit sich allein, sagte Pascal, ist der Mensch in schlechter Gesellschaft. Gilt auch für Schichten, Klassen, Cliquen. Also sollten wir, aus Freude am farbigen Lebensdrama, die Gegensätze nicht nur mögen, wir sollten sie auch pushen. Alle auf die Bühne! Spezialfälle werden nicht hinter der Bühne entsorgt oder im

Zuschauerraum unterhalten. Alle treten auf, alle spielen mit, alle treten für sich ein. Auch die Pechvögel, die Minderbegabten, die Handicaperten. Welche Rolle sie spielen, ist egal, Hauptsache, sie sind Akteure. Da sehe ich die vornehmste Aufgabe der gesellschaftlich Engagierten, die etwas mehr Glück haben: die Spielschwächeren dabei unterstützen, in ihr Spiel zu kommen.

3. Der verwundbare Mensch und der neue Appetit auf Solidarität

Wird die Lage brenzlich, handeln Menschen vernünftig. Sagen Ökonomen. Und: In der Not rücken Menschen zusammen. Auch im Frühjahr 2020, erste Welle Covid-19, getragen von einer kaum erwarteten Solidarität, namentlich der Jungen gegenüber den Alten. Ich erlebte das selber, Nachbarn, die ich kaum gekannt hatte, kümmerten sich um Einkäufe, einstige Studentinnen fragten, ob sie mir helfen könnten. Auch darüber hinaus regte sich Solidarität, wenngleich eher symbolisch, wir applaudierten den Ärztinnen, den Pflegern, den Frauen an der Coop-Kasse. Die gesellschaftlichen Hierarchien schienen zurechtgerückt: Das Interesse für Heidi Klum und Boris Becker schwand, es stieg die Dankbarkeit für Leute, die für unser Leben wichtig sind.

Corona änderte die Quelle der Solidarität. Bis dahin waren es vergleichsweise Privilegierte, die sich solidarisch zeigten mit Benachteiligten, mit Unglücklichen, Ohnmächtigen, Unterdrückten. Jetzt stiftete eine andere Sympathie Solidarität: das Empfinden von Verwundbarkeit – und zwar aller. Wir sind solidarisch unter Menschen, im Bewusstsein genuin menschlicher Vulnerabilität. Solidarität verlor den Charakter der Freiwilligkeit, sie wurde Menschenpflicht: sich so zu verhalten, dass besonders vulnerable Personen und Gruppen geschützt werden.

Hinter diesem schönen Schein solidarischer Pauschalrücksicht regte sich früh die Rivalität partikulärer Interessen. Corona ist eine spezielle, eine parteiische Pandemie. Covid-19 trifft Alte und schont – mit Ausnahmen – die Jungen. Im Kern der Risikogruppen: Leute über 75, mit Vorerkrankungen. Wollte man die nicht total isolieren (was rein praktisch schwierig wäre), musste man das öffentliche Leben für alle massiv beschränken. Ich wunderte mich anfänglich: Warum müssen Läden, Schulen, Restaurants geschlossen, warum muss Wirtschaft und Unterhaltung stillgelegt werden, bloss damit ich (76) noch ein bisschen länger lebe? Bis ich kapierte: Wir Alten haben nicht nur ein Risiko. Wir sind eines. Wir sind das Risiko. Falls wir massenhaft erkranken, brechen die Spitäler zusammen – womit die gesamte Gesellschaft kollabieren könnte.

Der Preis dafür war und ist enorm. Bezahlen müssen ihn die Jüngeren. Wir Alten haben unser Leben im Trockenen; existenziell sind wir gesichert, Zukunftsängste sind obsolet, schliesslich habe ich meine Zukunft nicht vor mir, ich bin meine Zukunft. Dagegen hat die erwerbstätige Generation alle Hände voll zu tun, die geschädigte Wirtschaft in Schwung zu bringen – mit der sehr realen Angst um den Job. Die junge Generation war und ist durch die «Einschränkungen» noch vitaler betroffen; Kindern wurden Schulen geschlossen, der digitale Ersatz verstärkte soziale Klüfte, Teenager versauerten ohne Party, Jugendlichen finden den Einstieg ins Berufsleben verwehrt, ihre Lebenschancen limitiert.

So verkehrt sich das Verhältnis zwischen den Generationen – und mit ihm die Solidaritätskonditionen. Wir Alten, traditionell die hilfsbedürftige Fraktion der Gesellschaft, geraten in die Position der Gesicherten und Lebenslustigen. Unser sogenannter «Lebensabend» dehnt sich aus zum Lebensnachmittag – und

verwandelt die Richtung der Solidarität. Die mittlere Generation finanziert Schulen, Sozialwerke, Pflegeheime – in Corona-Zeiten eine Herkulesaufgabe. Die Jungen, beschäftigt, mit Pubertät und Ausbildung, drücken wirtschaftliche Gegenwartsnöte und globale Zukunftssorgen. Vergleichsweise leben wir Alten privilegiert – frei von Erwerbsdruck, ohne Existenzängste. Dafür haben wir tüchtig gearbeitet, klar. Aber träumen wir jetzt einzig vom Dauerurlaub? 25 Jahre Ausruhen und Geniessen – ist das nicht eine bescheuerte Perspektive? Die meisten kommen doch erstaunlich unbeschadet aus dem Erwerbsleben heraus, fit, unternehmungslustig, berufs- und lebenserfahren – eine prima Ausrüstung für gesellschaftliche Akteure, nicht für Privatiers.

Darum plädiere ich für Solidarität der Alten mit den Jüngeren. Ich tat es ausführlich in meinem Buch «Für ein Alter, das noch was vorhat». Corona verstärkt die Dringlichkeit. Die Pandemie bringt unsere Gesellschaft – von Millionen Armen in Südamerika, in Indien nicht zu reden – in unabsehbare Schwierigkeiten. Da wäre es unverständlich, wir Alten, die noch bei Kräften sind, würden uns in eine jahrzehntelange Passivmitgliedschaft verabschieden, als Endverbraucher unserer Lebenschance uns um nichts als uns selbst kümmern. Unseren Sinn, auch unseren Trost ziehen wir aus dem Vergnügen, mitzuwirken an einer Zukunft, auch wenn die nicht mehr unsere eigene sein wird: an der Zukunft der Jungen, der Bienen, des Planeten, der Volksmusik, der Quartierbeiz ...

4. Memento mori – eine Chance, aus der Teilnahmslosigkeit zu erwachen

Memento mori? Corona macht das Sterben anschaulicher: die Särge in Bergamo, die Leichen auf Gabelstapler in New York, Bilder aus der

Intensivstation in Genf. Üblicherweise gilt ja, was Sigmund Freud sagte: «Im Grunde glaubt niemand an seinen eigenen Tod.» Wir leben, als lebten wir ewig. Es sterben ja stets die andern. Mit Covid 19 kam das Sterben näher.

Was mindert den Schrecken vor dem Tod? Die Vorstellung, dass danach nichts kommt? Das ist gute alte stoische Tradition. Exemplarisch formuliert durch Epikur: «Das schauerlichste Übel, der Tod, geht uns nichts an; denn solange wir existieren, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod da ist, existieren wir nicht mehr.» Logisch ist das schwer zu widerlegen, hat aber irgendwie einen hohlen Klang, plausibel, doch aus einer Zeit, als das Ich sich nicht so wichtig nahm. Die klassische Antike dachte das Leben zyklisch, wir denken es – seit dem Christentum – linear: Alles hat einen Anfang und ein Ende. Und nach dem Christentum wird das dramatisch: Gerade weil wir im Tod nicht mehr existieren, fahren wir gegen das Sterben stets gröbere Geschütze auf, damit wir am Existieren bleiben. Ohne metaphysische Perspektive wird das Alter anstrengend.

Mit dem Virus erst recht. Es setzt ausser Kraft, was wir dem Tod entgegen setzen: unsere Kontrollvernunft, vor allem die medizinische Kunst. Deren Macht wirkt begrenzt, doch sie lässt uns immerhin vorstellen, wir könnten unser Sterben hinauszögern. Den Krebs zum Beispiel «besiegt» sie keineswegs, den Krebstod aber schiebt sie stets erfolgreicher hinaus. Dito Diabetes, Herz- und Lungenleiden. In dieser Phase des Todesaufschubs hängen wir dann an Pharma und Spezialmedizin, die eigene Immunabwehr taugt nicht mehr viel. Genau da schlägt Covid 19 ein. Es trifft die Immunschwachen – und damit unsere Hoffnung auf steuerbares Sterben.

Sterben wird wieder Schicksal. Das nimmt leichter hin, wer eine Perspektive über seine eigene irdische Aufenthaltsfrist hinaus besitzt. Bin ich mir jedoch selbst das einzig Wertvolle, kann ich schlecht sterben, da mit mir ja alles verschwindet, woran mir liegt. Sehe ich mich jedoch mittendrin, als kleinen Akteur im grossen Welttheater, kann ich getrost mal verschwinden – sogar ohne mich vor der Frage «Glaubst du an so etwas wie das ewige Leben?» zu drücken. Klar, würde ich antworten. Muss ja nicht mein eigenes sein.

Die späte Gelassenheit zur eigenen Endlichkeit fällt nicht vom Himmel, sie wächst aus dem lebhaften Interesse am gesellschaftlichen Zusammenspiel. Nur wer sich immer schon um ein bisschen mehr kümmerte als um sich selbst, vermag angesichts des Todes sich selbst zu relativieren, findet Trost in der Vorstellung, noch am Leben beteiligt zu sein, das ihn überlebt. So kann das pandemische Memento mori uns aus einer Teilnahmslosigkeit wecken, die nur an eigene Bilanzen denkt, privat wie geschäftlich, und sich dabei langfristig selber schadet, weil sie nur den kurzfristigen Eigennutzen im Blick hat.

Peter Sloterdijk hat das kürzlich – mit Blick auf Corona – so formuliert: «Immunität ist eine von Grund auf gemeinschaftliche und gesellschaftliche Angelegenheit. Man kann nicht gut für sich allein immun sein. Immunität ist immer auch als Co-Immunität zu konzipieren, in Sphären und Kreisen vom Kleinen bis ins Grösste, von der Tischgemeinschaft bis zur Weltgesellschaft. Und wenn diese verdammte Corona-Krise zu irgendetwas gut sein soll, dann vermutlich nur dazu, ein Bewusstsein davon hervorzurufen, dass wir von Grund auf in co-immunitären Verhältnissen leben.»

Die gemeinnützige Gesellschaft hat das nicht nur schon immer gewusst. Sie setzt sich seit zweihundert Jahren dafür ein.